

Leseprobe aus:

Joachim Fest

Begegnungen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Statt eines Mottos:

Skizze über einen Deutschlehrer

Die Flakstellung, in die meine Schulklasse im Frühjahr 1943 von Freiburg aus kommandiert wurde, lag auf dem ansteigenden Gelände über Friedrichshafen. Die 8,8-cm-Geschütze waren bei unserem Einzug, abgedeckt von Tarnnetzen, in eine weithin von Apfelbäumen bestandene Anhöhe eingegraben, die Kommandostände ebenso. Dazwischen befanden sich, nach den Richtlinien der Wehrmachtsbaustäbe angeordnet, die Stabsbaracke und die Mannschaftsunterkünfte.

Einige wenige Lehrer waren der Klasse nach Friedrichshafen gefolgt, und vielleicht war das der Grund, weshalb sich eines Tages, etwas verspätet, ein Mann als unser künftiger Deutschlehrer vorstellte, der von einer anderen Schule kam und so ungewöhnlich wie exotisch wirkte: Professor Ernst Kiefer war untersetzt und sogar zur Korpulenz neigend. Stets lief er mit weit ausholenden Schritten und leicht vornübergeneigt, als sei er in Eile, durch die Batteriestellung. Er verstand sich als Künstler und trat, wie mir später bewußt wurde, in dem durch Henri Toulouse-Lautrec berühmt gewordenen Kostüm des Aristide Bruant auf: mit schwarzer Pelérine, einem breitkrepfigen Hut und um den Hals einen lose geknoteten, feuerroten Schal geschlungen.

An den Nachmittagen war Kiefer oft mit einer Staffelei sowie ein paar Aquarellbögen und einem Klappstuhl unterwegs. Irgend-

wo, meist in der Nähe einer kleinen Erhebung oder Aufschüttung, nahm er nach einigen umsichtig prüfenden Blicken Platz, wählte mit dem «Malerblinzeln», wie ich das nannte, das geeignete Motiv und stieß, sobald das Ritual der Vorbereitung abgeleistet war, mehrfach den Pinsel in zunehmend rascher Folge bis dicht vor das befestigte Papier. Der erste Farbfleck auf dem Blatt löste schließlich alle Unsicherheiten, und in kurzer Zeit warf Kiefer in der emphatischen Manier der Expressionisten ein paar blühende Apfelbäume auf die Malfläche, die von etwas allzu schwarz geratenen Nebelbänken eingefasste Silhouette der Stadt oder den Bodensee mit dem vergletscherten Säntis im Hintergrund.

Der schöne Affekt, den diese Bilder verrieten, belebte auch Professor Kiefers Unterricht. Es hatte wohl mit seiner überredenden Persönlichkeit zu tun, daß wir selbst manche seiner etwas abseitigen Vorstellungen beeindruckt hinnahmen, so wenn er die Menschen in «Gebirgstypen» und «Flachlandbewohner» unterteilte: Michelangelo, Beethoven und Nietzsche beispielsweise kamen ebenso aus der Gipfelwelt mit ihren schrundigen Abstürzen, wie Raffael, Poussin oder Mozart aus der ungleich liebenswerteren, wenn auch etwas lauen Ebene. Aber die Bewunderung aller gehörte seinem Deutschunterricht.

Professor Kiefer konnte unausgesetzt über Schiller und Kleist erzählen, ohne uns mit philologischen oder literarhistorischen Hinweisen zu malträtieren. Von ihm hörte ich erstmals den Namen Georg Büchners, und die zwei Stunden, in denen er der Klasse Schillers «Kabale und Liebe» vermittelte, sind mir und, wie ich später herausfand, auch anderen unvergeßlich geblieben. Eines Tages begann er ohne irgendeine Ankündigung von einem Erlebnis zu berichten, das sich unlängst, wie er andeutete, in seiner Umgebung zugetragen hatte.

Ein wissenschaftsbesessener junger Mann hatte sich aus den Blockaden seiner Doktorarbeit, die von den rätselhaften Kreuz- und Querbeziehungen zwischen Richard Wagner, Cosima, Nietz-



Ernst Kiefer: Selbstporträt

sche und Lou Andreas-Salomé handelte, in die Abgeschiedenheit eines Alpenhotels geflüchtet. Auf einem der Flure war er schon am ersten Tag einem jungen Mädchen begegnet, das, nach Kiefers Worten, in Haltung und Auftreten soviel Scheu wie Leidenschaftlichkeit erkennbar machte, und war ihm augenblicklich verfallen. Durch einen wie aus dem Nichts auftauchenden, dämonisch gezeichneten Gast, der stets mit einem Pudel unterwegs war und in den von Kiefer getreulich wiedergegebenen Selbstgesprächen des jungen Mannes als «Der Schwefelgelbe» oder «Der Pudelmann» figurierte, wurden die Dinge in Gang gebracht. Schon am folgenden Tag machte er den «Adepten», wie der junge Wissenschaftler bei ihm hieß, mit dem Mädchen bekannt. Beiläufig erwähnte Kiefer, daß sein «homo ex machina» eine gewisse, ins Zynische abgewandelte Familienähnlichkeit mit dem alten Goethe besaß.

Es kam, wie es bei dergleichen Geschichten immer geht. Innerhalb weniger Tage entwickelte sich zwischen den jungen Leuten eine stürmische, von Kiefer mit dramaturgischer Kennerschaft geschilderte Liebesgeschichte, und ich erinnere mich, wie er die Verwirrtheiten, Hochgefühle und unvermeidlichen Verstimmungen der Verliebten aufs Anschaulichste beschrieb. Doch am Ende lief ihr Glück an den zusehends rücksichtsloser vorgebrachten Einsprüchen und Ränken der engherzigen Umgebung auf.

Mit einer für die Zeit ungewöhnlichen Freiheit stellte Kiefer das Malheur dar, das sich für alle Beteiligten aus der unvermittelt bekannt werdenden Schwangerschaft des Mädchens ergab. Von aller Welt gemieden und sogar von der kupplerischen Witwe im Stich gelassen, die länger als alle anderen zu ihr gehalten hatte, brachte sie wenige Tage nach der Niederkunft zuerst ihr Kind um und setzte unmittelbar darauf auch ihrem Leben ein Ende. Als der junge, genialische Wissenschaftler sie auf dem Boden ihrer ärmlichen Wohnung im Blut liegen sah, ergriff er entsetzt die Flucht. An der Seite des Schwefelgelben verließ er panisch die Stadt, warf die Wis-

senschaft hin und begab sich auf eine Zeit- und Erkenntnisreise durch aller Herren Länder.

Ich habe später, bei manchen kaum begreiflichen Volten, mit denen uns die Literatur weit häufiger als das Leben die Sprache raubt, wiederholt an diese erste, mit ungemeinem Sinn für den Verblüffungseffekt inszenierte Darbietung meines Deutschlehrers gedacht. Denn Kiefer schloß seine Erzählung mit den Worten: «Natürlich habe ich das nicht erlebt. Sondern nur beweisen wollen, daß die Furcht vor den großen Stoffen der Klassiker ganz unangebracht ist. Was ich hier mit ein paar kleinen Freiheiten vorgetragen habe, war der Inhalt des größten und tiefsinnigsten Weltendramas der Literatur: Goethes Faust. Ich werde euch jetzt mit dem Werk bekannt machen.»

Auf ähnliche Weise führte Professor Kiefer die Klasse an andere Werke der Literatur heran: an Schillers «Räuber» oder Heinrich von Kleists «Prinzen von Homburg». In der Art seiner «Faust»-Erzählung und trotz aller morgenländischen Ausschmückungen oftmals gefährlich nahe an den Unduldsamkeiten der Gegenwart, trug er auch die Geschichte von «Nathan dem Weisen» vor, den er, meiner Erinnerung zufolge, als ein «großes Gleichnis» deutete. Es mache jedem Verständigen klar, daß alle Wahrheiten eine sozusagen perspektivische Begrenzung hätten.

Das war der Ausgangsgedanke. Von ihm kam Kiefer auf seinen Lieblingssatz, das Motto, wie er sagte, das niemand je vergessen dürfe. Die wenigen lapidaren Worte sind für mich zu einer wichtigen Formel für die folgenden Jahre geworden. Sie lauteten: «Niemals gegen den Zweifel leben! Sondern immer und in jeder Lage mit dem Zweifel!» Das sei, schloß Kiefer die mit dem Pathos einer Lebensmaxime vorgetragene Bemerkung, «die Wahrheit über den Wahrheiten». Erst mit dem Zweifel, der aus Antworten zu immer neuen Fragen komme, werde «die Welt erträglich» und ein Zusammenleben unter Menschen möglich.

Sofern ich mich nicht täusche, begriff die Mehrheit der Schüler

durchaus den für jene Jahre hochverräterischen Unterton dieser Devise, und womöglich fühlte Professor Kiefer sich schon bald allzu gut verstanden. Jedenfalls trat er einige Zeit später zu einer im Drillichzeug herumstehenden Gruppe der Klasse und sagte ziemlich anlaßlos: «Wir kennen und lieben alle die Legende vom heiligen Georg und dem Drachen. Aber ihr dürft nie vergessen: Immer siegt der Drache! Gegen den Drachen, der doch nur das Sinnbild des Leibhaftigen darstellt, gibt es keine Chance! Deshalb muß man stets und zumal in unsicheren Zeiten auf der Hut sein! Nicht, wie der heilige Georg, sich ständig seinen Mut beweisen wollen. Denn natürlich hat auch der heilige Georg nicht gesiegt. Wäre es anders, gäbe es die Legende nicht!»

Wir sahen ihm vermutlich einigermaßen ratlos hinterher, wie er mit weit ausholenden Schritten und wehender Pelerine zu einer seiner kleinen Erhebungen zwischen den Apfelbäumen ging. Das Malzeug und den Klappstuhl hatte er diesmal schon zuvor dorthin geschafft. Aber er wollte offenbar die Gelegenheit nutzen, uns, die wir gelangweilt herumstanden, angesichts der Zeitumstände vor dem Leichtsinne zu warnen.

Und außerdem wollte er uns wohl an den Zweifel erinnern, den selbst die tröstlichen Legenden verdienen, weil sie eben nur Legenden sind.

Der fremde Freund:
Die Widersprüche des
SEBASTIAN HAFFNER

Als mir sein Name erstmals begegnete, war es wie ein kleiner Paukenschlag. Im Sommer 1950 hatten Freunde mich nach London eingeladen, und der Zufall führte mich auf einer Abendgesellschaft mit David Astor, dem Eigentümer und Chef des «Observer», zusammen. Im Verlauf des Essens forderte der Gastgeber einige Anwesende auf, die drei eindrucksvollsten Persönlichkeiten zu nennen, denen sie je gegenübergestanden hatten. Mir sind die Namen von Charlie Chaplin, Otto Klemperer, Lawrence Olivier und T. S. Eliot in Erinnerung geblieben, und zu jedem der Genannten war eine amüsante oder, wie es so geht, häufiger noch alberne Episode erzählt worden.

Der eigentliche Coup kam, als David Astor an der Reihe war. Jeder wußte, daß er mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten Umgang hatte, und folglich sahen alle seiner Wahl mit besonderer Spannung entgegen. Als wolle er die Ungeduld noch steigern, nannte Astor zunächst mit gespielter Umständlichkeit einige Namen, die seinen Rangvorstellungen nicht genügten, und lieferte auch die Begründung dafür. Dann fiel wie im nebenhinein der Name «Winston Churchill», den er als «überragend» bezeichnete, wenn auch «überragend problematisch», wie er selber oft genug gesagt und geschrieben habe. Weiterhin, fuhr er fort, komme man trotz aller Einwände nicht darum herum, den «tyrannoiden» Ge-

neral de Gaulle zu erwähnen, der unerträglich sei und mitunter geradezu «widerwärtig», aber als Persönlichkeit eben doch einzigartig, «the greatest frog since the days of little Napoleon». Zuletzt, nach einer kurzen und, wie mir schien, vorbedachten Besinnungspause, sagte er in die erwartungsvolle Runde hinein mit einem kleinen Aplomb nur: «Dann noch Sebastian Haffner!» und setzte sich.

Einen Augenblick lang herrschte verwirrte Stille. Dann erschien auf den Zügen des einen und des anderen ein wissendes Lächeln, und einer der Anwesenden warf mit mokantem Tonfall «How interesting!» ein. David Astor sagte, als verstehe sich seine Entscheidung von selbst, kein Wort zur Begründung. Sichtlich setzte er voraus, daß jeder am Tisch wisse, wer der Genannte sei. Erst allmählich und als selbst meine Nachbarin, Susan Hibbert, einiges über Sebastian Haffner mitzuteilen wußte, ging mir auf, daß ich in der Gesellschaft der einzige war, der mit dem Namen nicht das geringste anzufangen wußte.

Die frappierende, womöglich nicht zuletzt als Pointe vorgebrachte Nennung veranlaßte mich immerhin, noch in London einige Erkundigungen einzuholen. Weit kam ich nicht. Die nach dem Urteil David Astors eindrucksvollste Persönlichkeit neben Churchill und de Gaulle war nur als Mitarbeiter des «Observer» einigermaßen bekannt. Aber jeder, mit dem ich sprach, rühmte Haffners Scharfsinn, seine Brillanz und Vielseitigkeit. Auch war von seinem Einfluß «an höchster Stelle» die Rede, wo immer das sein mochte, und ein Oxford-Fellow wies mich darauf hin, wie ungewöhnlich dies für einen unlängst noch «feindlichen Ausländer» sei. Näheres zur Person wußte jedoch keiner meiner Auskunftgeber vorzubringen. Nicht einmal die Tatsache, daß Sebastian Haffner eigentlich Raimund Pretzel hieß und den Decknamen erst in England angenommen hatte, um seine in Deutschland lebenden Verwandten nicht in Gefahr zu bringen, war bekannt.



Sebastian Haffner

Am Ende hatte ich einige zusammenhanglose Zufallskenntnisse beisammen. Danach war Haffner ein Journalist des «leichten Fachs», der in Berlin an einem Modejournal gearbeitet hatte und im Lauf der dreißiger Jahre nach England emigriert war. Nach der Veröffentlichung eines Buches, das der britischen Seite Empfehlungen zur Politik gegen Hitler-Deutschland erteilte, hatte David Astor ihn, der sich und seine Familie als stellungsloser ausländischer Journalist und Gelegenheitsfotograf überaus mühsam durchschlug, zum «Observer» geholt. Dort erst, inzwischen Mitte Dreißig, fand er nicht nur ein gesichertes Auskommen, sondern hat auch, seinen eigenen Worten zufolge, politisch denken gelernt und alsbald Ansehen und Gewicht erlangt. Dank seiner natürlichen Autorität, verbunden mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit zur «Clubbildung», hieß es weiter, habe Haffner nicht nur Arthur Koestler, Isaac Deutscher, George Orwell und viele andere Köpfe höchst unterschiedlicher Herkunft und Gesinnung bis hin zu Stafford Cripps zur Mitarbeit gewinnen können, sondern das Blatt in der Tudor Street auch zur führenden Wochenzeitung des Landes gemacht. Zwar stellten sich manche dieser Hinweise später als mindestens ungenau heraus, doch ließ ich die Sache auf sich beruhen. Allzu wichtig war sie mir nicht. Eine Zeitlang vergaß ich sogar den Namen «Sebastian Haffner», und nur die Äußerung David Astors blieb mir als Beispiel gelungener Verblüffungskunst und vielleicht britischer Lust am Absonderlichen im Gedächtnis.

Erst einige Jahre später begegnete mir der Name über einem Zeitungsartikel in der «Welt» aufs neue, und kurz darauf lernte ich Sebastian Haffner auch persönlich bei einem der Debattier-Nachmittage kennen, die «Der Monat» in den Berliner Redaktionsräumen an der Schorlemmer Allee veranstaltete. Robert Jungk war das eine oder andere Mal dabei, Friedrich Luft, Herbert Lüthy, Fritz René Allemann und François Bondy, Raymond Aron und natürlich Melvin Lasky. Aber zwei der Anwesenden

waren unstreitig die Stars. Mit großem Respekt tauschten sie während der zuweilen scharfen Auseinandersetzungen bewunderungswürdig versteckte Bosheiten, sei es, daß sie über die wesensbedingte Kriegslaune totalitärer Regime aneinandergerieten, sei es über den sowjetischen Expansionismus oder den erborgten Staatsstatus der DDR und was dergleichen sonst noch zu den Themen jener Jahre gehörte.

Der eine war Sebastian Haffner, der die Rolle des Kalten Kriegers mit solcher schroffen Unnachsichtigkeit wahrnahm, daß ihn einer meiner Rundfunkkollegen stets «Sebastian den Schrecklichen» nannte. Als Gegenspieler trat Richard Löwenthal auf, dem es trotz aller Besonnenheit nicht selten die Sprache über Haffners Bereitschaft verschlug, den Kalten Krieg wenn möglich in heißer Form fortzusetzen. Bei Gelegenheit zur Rede gestellt, erwiderte Haffner, er habe den Beruf des Journalisten nicht zuletzt deshalb gewählt, um seiner Neigung zur Übertreibung «in aller Unschuld» nachgeben zu können; immer würden auch Gegenstimmen laut, die das Gleichgewicht herstellten, und überdies wisse er inzwischen, daß dem politisch Richtigen durch nichts so viel Gefahr drohe wie durch Zaghaftigkeit. Mit «Rix» Löwenthal war er beruflich verbunden, da beide vor einiger Zeit die Plätze getauscht hatten. Löwenthal, mehrere Jahre lang Deutschland-Korrespondent des «Observer», war nach London gewechselt und Haffner an seiner Stelle nach Berlin gegangen.

Allmählich erfuhr ich nun auch genauere Einzelheiten über Haffners Lebensweg, die unterdessen freilich mehr oder minder bekannt sind. Zu hören war zudem, daß die enge, im Lauf der Jahre ins Familiäre ausgeweitete Freundschaft mit David Astor nicht länger bestand. Politische Meinungsverschiedenheiten hatten die ehemals vertraute Herzlichkeit schon seit geraumer Zeit heruntergekühlt. Aber gewichtiger war offenbar, daß David Astor 1948, nach seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst, in die Redaktion des «Observer» zurückgekehrt war und als Eigentümer sowie Chef

des Blattes wie selbstverständlich wieder das letzte Wort haben wollte, das in den zurückliegenden Jahren Sebastian Haffner beansprucht hatte. Einige Zeit lang war der Konflikt dahingeschwelt. Dann hatte Haffner die stumme Spannung nicht ohne Starrsinn zur Entscheidung getrieben. Andeutungen darüber, wenn auch niemals mehr, ließ er mitunter bei einem gemeinsamen Freund im Grunewald verlauten, wo ich ihm seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre gelegentlich begegnete.

Er war der beherrschende Gast dieser Gesellschaften. Was immer an solchen Abenden Konversation ist, endete augenblicklich, wenn er mit seiner hohen, immer etwas gepreßten Stimme in die Unterhaltung eingriff. Nicht selten schien es, er wende sich nicht nur den Anwesenden zu, sondern plädiere vor dem eigenen Innern, um die Widerstandsfähigkeit eines fast absurd waghalsigen Einfalls zu erproben. Mit einem souveränen Überblick, der die Beweisführungen gern mit historischen Ereignissen schmückte und stützte, trug er zunächst die Lage vor, wog dann die materiellen wie die psychischen Kräfte der Parteien ab und zog anschließend mit einer seltsam kalten Flamboyance die politischen Folgerungen. Es waren starke, immer auch mit einem Sinn für große Wirkungen inszenierte Auftritte, wenn er das Wort nahm, und einmal, bei einer dieser Tischrunden, habe ich David Astor stille Abbitte dafür geleistet, daß ich seine Entscheidung für Sebastian Haffner häufig ironisiert hatte. Sie war nicht nur der Einfall eines Witzboldes.

Auch persönlich kam ich in dieser Zeit Sebastian Haffner etwas näher, und wie immer lieferten Nebensachen die Anknüpfungspunkte. Nicht nur glichen sich Herkunft und Beruf der Väter mit samt den Maximen, die hier wie da in Geltung gestanden hatten, und eines Abends sprachen wir lange über Nutzen und Nachteil des Ersten preußischen Gebots, das von der berühmten «Pflicht» handelte und den Satz einschloß, daß man sich niemals dem «genre sentimental» ergeben dürfe. Vielmehr kamen wir bald auch auf die

gemeinsame Vorliebe für Thomas Mann, und Haffner berichtete, er habe sein erstes Buch in England nicht zuletzt deshalb Fredric Warburg angeboten, um im gleichen Verlag wie Thomas Mann vertreten zu sein. Zu Beginn, setzte er hinzu, habe er sich übrigens kaum als Journalist gesehen. Sein Berufswunsch sei eine unklare Verbindung von Beamter und Schriftsteller gewesen. Die Beamtenlaufbahn hätten ihm die Nazis kaputtgemacht, in deren Dienst er nie treten wollte. Und von den Schriftstellerträumen blieb die Mitarbeit an einer Frauenzeitschrift. «Na ja!», meinte er achselzuckend, «das ist der Lauf der Welt: Man beginnt als Genie und endet als Redakteur für die Rätselecke.»

Dennoch, fuhr er fort, erinnere er sich aufs genaueste, wie glücklich er Mitte der dreißiger Jahre über sein Talent zu schreiben gewesen sei. Wann immer er mit einem einstigen Studienkollegen zusammentraf, habe er so etwas wie Mitleid empfunden. «Denn mir», ergänzte er, «eröffnete die Literatur (Mein Gott, was für ein großes Wort!) die Möglichkeit, neben dem ganzen Nazischwindel herzuleben.» Am Ende unserer Unterhaltung stellten wir sogar fest, daß ich in der gleichen Straße nahe dem Breitenbachplatz wohnte, in der er, nur drei Häuser entfernt, während der dreißiger Jahre zu Hause gewesen war.

Den Bau der Berliner Mauer und Chruschtschows Ultimatum nahm Haffner, meinem Eindruck zufolge, ziemlich gelassen hin. Denn sie bestätigten alles, was er über die nicht nur ideologische, sondern strukturelle Aggressivität des Kommunismus je geäußert hatte. Überdies setzte die verlegene Ohnmacht, mit der Kennedy, Adenauer und sonstwer noch die Herausforderung ausgeschlagen und sich dem Gang der Dinge gefügt hatten, seinen Dauervorwurf über die «Untreue und Feigheit» des Westens ins Recht.

Viel tiefer aber und geradezu im Kern traf ihn im folgenden Jahr die «Spiegel»-Affäre. Einige Tage nach der Verhaftung Augsteins und während Adenauer sich noch den Kopf darüber zerbrach, wie man «einen Mann aus Tanger» herausholen könne, begegnete ich